Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 32. Bromberg, den 18. April 1924.

Hüter, ist die Nacht bald hin?

Karfreitag-Gedicht von Eduard Mörike.

Eine Liebe kenn' ich, die ist treu,
War getreu so lang' ich sie gefunden,
Hat mit tiefem Seufzer immer neu,
Stets versöhnlich, sich mit mir verbunden.

Welcher einst mit himmlischem Geduldcn
Bitter bittern Todestropfen trank,
Hing am Kreuz und büßte mein Verschulden,
Bis es in ein Meer von Gnade sank.

Und was ist's nun, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde?
Frage: Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und: was rettet mich von Tod und Sünde?

Arges Herze! ja gesteh' es nur,
Du hast wieder böse Lust empfangen,
Frommer Liebe, frommer Treue Spur,
Ach, das ist auf lange nun vergangen.

Ja, das ist's auch, daß ich traurig bin,
Daß ich angstvoll mich am Boden winde!
Hüter, Hüter, ist die Nacht bald hin?
Und was rettet mich von Tod und Sünde?

Die japanische Pest.

Roman von Ludwig Anton.

(10. Fortsetzung.)

Angesichts des drohenden Todes fand der alternde Mann die Sprache wieder:

„Seid Ihr Männer?" schrie er. „Und Ihr duldet, daß ein Mann gequält und gepeinigt werde von Eurer Hure?"

Das hätte er nicht sagen dürfen. Meinen Leuten galt ich als reine, unberührte Jungfrau. Ihre Begierden zerschellten an meiner körperlichen Makellosigkeit, meiner absoluten Unnahbarkeit.

„Das lügst du, elender, weißer Hund!" schrie ihn Wasil an, ein Fackelträger, der mir blind ergeben war. „Sie ist rein wie die Gottesmutter."

„So frag sie doch selbst", höhnte Kriminoff. „Sie mag es leugnen, wenn sie es kann, daß sie sich mir ergab in Minsk, vor drei Jahren."

Ich hob wütend die peitschenbewaffnete Hand. Doch was war das? Meine eigenen Leute umklammerten mich bei den Händen, rissen mir die Waffen weg.

„Das muß untersucht werden", hörte ich die Stimme von Stephan Iljitsch, dessen Begierden mich in den letzten Tagen mit heißen Blicken verfolgt.

„Sie ist die Tochter eines Gutsbesitzers", schrie der General. „Die Witwe eines Generalstabshauptmanns, sie ist ein Bourgeoisweib."

Eine Szene äußerster Verwirrung folgte. Stephan Iljitsch umklammerte mich. Ihm entriß mich ein anderer, hob mich hoch und schleppte mich fort. Plötzlich fühlte ich, wie die Arme, die mich umklammerten, schwach wurden, ich entglitt und trat in den Nebensaal ins Dunkle. Als ich mich umblickte, sah ich, wie in der Halle die Männer kämpften. Kampfgetöse, Pistolenschüsse, untermischt mit Schreien, erfüllten das Haus.

„Folge mir," sagte eine glockenhelle Stimme, „du hast die eine Sendung erfüllt, es wartet deiner eine andere."

Ich wandte mich. Eine hohe Gestalt stand da, in weitem, fließendem Gewand, das Haar von einem weißen, turbanartigen Gebäude umhüllt. Eine gerade Nase im dunkeln, bartlosen Gesicht, schmale Lippen, große, strahlende Augen.

Ich wunderte mich, daß ich das im Dunkeln so genau unterschied. Aber ich machte keine Bemerkung darüber. Ich war dem Willen des Fremden vollständig unterworfen, ich war willenlos. Wut, Angst, Rachegefühl — alles war untergegangen in der demütigen Bereitschaft, mich jedem Wunsche des Fremden zu unterwerfen. Ich folgte stumm.

Wir kamen in den Hof. Eine Gruppe meiner Leute tummelte sich dort. Ich hörte, wie sie die Entdeckung besprachen, daß ich sie getäuscht, wie sie sich um meine Person, um mein Eigentum, das auf einem Wagen verladen war, stritten.

Wir gingen langsamen Schrittes mitten unter ihnen durch. Der Mond stand hoch am Himmel; wenn sie Augen hatten, mußten sie mich sehen; wenn sie mich sahen, konnten sie mich nach den Wünschen, die sie geäußert, unmöglich passieren lassen.

Der Fremde ging voran, ich folgte, bis wir die Landstraße erreicht. Dann blieb er stehen.

„Gehe," sagte er, „den Weg, den dich dein Herz treibt. Vorerst bist du bestimmt, die Welt von einer großen Gefahr zu befreien, zu verhindern, daß das Unglück, das dieses unglückliche Land getroffen, seinen Weg weiter nach Westen und Süden nehme. Dein Herz wird dich den rechten Weg führen. Solltest du von ihm abirren, dann wirst du mich oder einen Abgesandten von mir auf deinem Wege finden."

„Wie und woran werde ich den Abgesandten erkennen?" frug ich.

„Ein sterbender Mann meines Volkes wird ihn dir weisen."

„Doch das habe ich Ihnen alles schon gesagt. Von hier ab liegt mein Leben klar und licht vor Ihnen, und ich brauche Ihnen nichts weiter zu sagen. Jetzt entscheiden Sie."

Sie schwieg.

Wieser blickte nachdenklich vor sich hin.

Was war das für eine fürchterlich blutrünstige Kolportagegeschichte?!

Er blickte die Frau an, die sie ihm erzählt hatte.

Da saß sie, im fließenden rosa-seidenen Morgenrock, das blonde Haar in koketten, duftigen Wellen um den Kopf gelegt, den rosigen Teint sorgfältig gepflegt, die kleinen, schmalen, kühlen Hände mit den spitz zugeschnittenen manikurten Nägeln im Schoß, ein zartes Luxusgeschöpf. Das wollte tagelang auf staubigen, koti en Landstraßen marschiert sein, das wollte durch die Kraft seines Willens Verbrecherhorden gelenkt und gebändigt haben?!

Lächerlich!

Wo war der Schlüssel, der den Zugang öffnete zu diesen Geheimnissen?

Da brauchte er nicht weit zu suchen.

Der Inder, der Meister der Suggestion.

Vermochte so ein Mann einer ganzen Garnison das Wachsen einer Palme und einen Mord in wenigen Minuten vorzugaukeln, wußte er einem hartgesottenen Haudegen wie dem General Welcome vorzuspiegeln, daß er in seinem früheren Leben ein Ackerknecht, ein Hindu, gewesen, so mußte es ihm ein leichtes sein, im Gemüt einer nervösen, verzogenen, an das Wunderbare glaubenden, abergläubischen Gesellschaftsdame.....

Aber der General hatte die Sprache nicht mehr vergessen, die er im letzten Leben gesprochen.

Nun ja, das behauptete der General. War er, Wieser, in der Lage gewesen, die Richtigkeit dieser Behauptung nachzuprüfen?

Die Erzählung der Frau war echt. Sie glaubte daran. In welcher Situation sie gewesen, als der Inder ihr begegnet, aus welchen Gründen er ihr derlei suggeriert, das ließ sich kaum so leicht feststellen, wie beim General Welcome, wo des Gauklers Leben unmittelbar bedroht war. Immerhin, auch in diesem Falle mußte ein Grund, ein Zweck hinter dem Gaukelspiel liegen. Aber wie darauf kommen?

„Nun?" frug Frau Lagrange. „Und Ihre Antwort?"

„Ich bin überzeugt, Gnädigste, daß Sie glauben, was Sie mir erzählten, aber....."

„Sie zweifeln? Aber schließlich liegt Ihr Verhalten im Rahmen der Rolle, die Sie sich zurecht gelegt. Ich habe also versucht, Ihnen einen Bären aufzubinden?"

„Nein! Daß Sie daran glauben, erlebt zu haben, was Sie erzählten, daran zweifle ich nicht. Selbstredend hatten Sie auf Ihrem Wagen eine Gummibadewanne, denn tägliches Bad ist Ihnen Lebensbedürfnis, und eine alte Kammerfrau, die Sie frisierte und manikurte."

Frau Lagrange lachte. „Ich trug damals hohe Stiefel, Lederbluse und den geladenen Browning im Gürtel. Kam wochenlang nicht aus den Kleidern und war über und über verlaust. Um Sie zu überzeugen — bei einer Schießerei fuhr mir eine Kugel durch den linken Oberarm. Hier die Narbe."

„Ja", stellte Wieser fest, „das war eine Schußwunde. Hier ist die Ein- — und hier die Ausschußöffnung. Mitten zwischen den Gefäßen und Nerven durch. Da haben Sie Glück gehabt."

„Sehen Sie", sagte sie. „Und nun bitte ich um Ihre weiteren Weisungen, die mir nach den Worten des Meisters aus Ihrem Munde kommen sollen. Was soll ich tun, wie soll ich mein weiteres Leben einrichten, da ich nach dem ausdrücklichen Befehl des Meisters aus den Kreisen verschwinden muß, in denen ich mich bisher bewegte?"

„Gnädige Frau sind im Irrtum. Ich sagte es Ihnen schon einmal. Ich muß es ganz bestimmt ablehnen, durch meinen Willen Ihr Leben zu beeinflussen."

Frau Lagrange stützte das Kinn in die Hand und sann einen Augenblick nach. „Daß ich mein bisheriges Leben nicht fortsetzen kann, ist mir klar. Weitere Weisungen geben Sie mir nicht. Ich schließe daraus, daß der Meister erreicht hat, was er durch mich erreichen wollte. Eine weitere Betätigung im bisherigen Sinne ist mir ausdrücklich untersagt. Aber sonst bin ich frei, kann mir mein Leben einrichten, wie ich will, wie es mir am besten paßt. Dagegen haben Sie doch nichts, Herr Doktor?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau. Meinetwegen können Sie tun und lassen, was Ihnen beliebt. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf, denken Sie überhaupt nicht mehr an den Inder und nehmen sich fest vor, alle diese okkulten und mystischen Dinge aus Ihrem Leben zu verbannen."

Die Dame erhob sich. „Ich danke Ihnen, Herr Doktor. Jetzt sehe ich meinen Weg vor mir. Leicht wird es mir nicht, die Fäden zu zerreißen, die mich an meine bisherige Tätigkeit banden, und schweren Herzens verzichte ich auf das reizvolle Spiel, an den großen, weltbewegenden Entscheidungen mitzutun. Nun, auch das unbeachtete Privatleben hat seine Reize. Nochmals besten Dank, Herr Doktor."

*

Drei Tage später erreichte der „Francis Drake" die Reede von Singapore. Kaum aber stand das Schiff still, so trat der erste Schiffsoffizier auf Wieser zu und teilte ihm mit, daß er gesucht werde. Er führte ihn zu einem japanischen Seeoffizier, der höflich die Hacken zusammenschlug, als der Arzt erschien. „Herr Doktor Fritz Wieser?" frug er. Wieser verbeugte sich, und der Japaner nannte, sich vorstellend, seinen Namen, den der Arzt im nächsten Augenblick vergessen hatte.

„Ich habe Ihnen, Herr Doktor, einen Brief zu überbringen!" sagte der Offizier in reinem Deutsch.

Wieser erbrach das Schreiben:

Sehr geehrter Herr Kollege!

Von Berlin aus verständigt, daß Sie mit dem Dampfer „Francis Drake" fahren, sende ich Ihnen den Torpedobootzerstörer „Kioto" entgegen, mit der Bitte, denselben zur Weiterreise benutzen zu wollen. Sie können ja auch auf dem englischen Schiff nach Yokohama gehen und sich dort Instruktionen vom Sanitätsministerium geben lassen. Das Ziel wird genau dasselbe sein, nur werden wir mindestens 3 Wochen Zeit verloren haben. Und die Sache drängt; es ist ungewiß, ob Sie in drei Wochen noch ein Ergebnis erzielen werden; es ist heute schon nicht mehr ganz sicher.

Die Entscheidung, ob Sie das angebotene Transportmittel benutzen wollen oder nicht, steht selbstverständlich bei Ihnen.

Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Dr. Yoghushiwa.

Da blieb natürlich keine Wahl. Wieser ging erst in seine Kabine, seine Sachen zu packen, welche von japanischen Matrosen übernommen wurden, verabschiedete sich von seinen Schiffsbekannten und stieg die Strickleiter hinab, in das Langboot des japanischen Kriegsschiffes, das ihn zum Torpedobootszerstörer „Kioto" bringen sollte, der außerhalb des Hafens vor der Mole lag.

Der Empfang auf dem Schiffe war ein förmlicher, kühl-liebenswürdiger. Die japanischen Offiziere hatten sich seit dem Weltkrieg merklich geändert. Es lag in ihrer Haltung mehr Selbstbewußtsein als früher. Wieser wurde lebhaft an die deutschen, insbesondere an die norddeutschen aktiven Offiziere erinnert, wie sie in den Jahren 1912 und 1913 sprachen und dachten. Freilich, welch ein Unterschied zwischen den nordischen weißen Recken und den kleinen beweglichen Gelben!

Er bekam eine Offizierskoje zugewiesen, eng und schmal im Vergleich zu dem geräumigen Salon auf dem englischen Luxusdampfer; es wurde ihm ein Matrose namens Hito als Diener zugeteilt. Ein kleiner, stämmiger, untersetzter Mann, der fließend deutsch sprach und das mit merklichem Berliner Akzent. Hito gab an, vor dem Krieg zwei Jahre als 16jähriger Knabe in Berlin gewesen zu sein. Seine Eltern waren in der japanischen Botschaft bedienstet gewesen. Er habe noch ein Jahr zu dienen und glaube, der Dienst bei Herrn Doktor werde leichter und weniger anstrengend sein, als der Schiffsdienst; er werde sich bemühen, seinen Herrn zufriedenzustellen.

Wieser musterte aufmerksam den Mann, dessen lebhaftes Auge und intelligenter Gesichtsausdruck ihm auffielen.

„Sagen Sie, Herr Hito," frug er höflich, „ist die Stellung eines Dieners Ihrer Auffassung nach mit den Pflichten eines Kriegers nicht unvereinbar? Denn Sie machen mir den Eindruck eines tapferen Kriegers, der lieber Gewehr und Handgranate, als Schuh und Bürste in die Hand nimmt."

„Nein, Herr Doktor," sagte der Japaner. „Was immer mir meine Vorgesetzten befehlen, ist Kriegsdienst. Im Felde haben die Samurais, Söhne der Götter, sich im Schlamme des Schützengrabens gewälzt und die niedrigsten Arbeiten für das Vaterland freudig auf sich genommen, Dienst ist Dienst!"

„Demnach würden Sie auch, wenn Sie ein Samurai wären, diesen Dienst auf sich genommen haben?"

„Ich ein Samurai? Herr Doktor scherzen. Mein Vater war ein Diener, mein Großvater ein Fischer, ich bin ein Matrose ohne Grad. Ich wurde zu diesem Dienst kommandiert, weil ich der einzige Matrose auf dem Schiffe bin, der deutsch sprechen kann."

„Werden Sie auch weiterhin mein Diener bleiben, Herr Hito, wenn ich das Schiff verlassen habe?"

„Das weiß ich nicht, Herr Doktor. Ich glaube schon, wenn Sie mit mir zufrieden sind."

„Schön. Hier sind die Schlüssel zu meinen beiden Koffern. Bitte, hängen Sie die Kleider aus, damit sie sich nicht verdrücken, und stellen Sie die Bücher auf den Tisch da. Die ärztlichen Instrumente und die anderen Dinge können in den Koffern bleiben."

„Herr Doktor, ich erlaube mir, aufmerksam zu machen, daß in die Wände der Koje Kästen eingebaut sind, wo die Dinge verstaut werden können."

Wieser räumte mit Hilfe seines Dieners die notwendigsten Gegenstände ein. Dann begab er sich in die geräumigste Kammer des Schiffes — sie war enge genug — wo die Offiziere ihre Mahlzeiten abhielten. Denn Hito hatte ihn aufmerksam gemacht, daß die Stunde der Mahlzeit angebrochen sei und daß man auf militärische Pünktlichkeit großen Wert lege. Wieser hatte höflich gedankt. Er war fest entschlossen, seinen Diener vollständig als Gleichberechtigten, als Herrn zu behandeln, denn er kannte aus langer Erfahrung den hochgeschwellten Nationalstolz der Gelben. Ein patriarchalisches, vertrauensvolles Verhältnis zwischen Herrn und Diener, wie unter Weißen, war zwischen Angehörigen dieser feindlichen Rassen nicht denkbar. Wußte er auch, daß er auf Ergebenheit und Treue nicht rechnen konnte, so wollte er doch keinen Todfeind an

dem Manne haben, der stets um ihn war. Das war aber unvermeidlich, wenn er ihn vertraulich als Diener behandelte. Hatte doch Hito selbst erklärt, daß er das Verhältnis rein als militärisches Dienstverhältnis auffasse.

Die Offizierstafel machte auf ihn einen viel steiferen, gezwungeneren Eindruck, als irgendeine deutsche, der er als Kamerad vor und während des Krieges beigewohnt. Auch in der alten deutschen Armee saß der Kommandant obenan, und die Rangliste schwebte über den Tischgästen. Aber doch nicht so steif und dienstlich wie hier.

Dem Gast zu Ehren versuchten die japanischen Offiziere ein Tischgespräch in deutscher Sprache in Gang zu halten. Der Kapitän, ein Offizier im Oberstenrang, zog Wieser ins Gespräch. Er frug den Arzt, ob er bis nun eine angenehme Fahrt gehabt, was Wieser bejahte, ob er schon in Japan gewesen, was er verneinte, erklärte ihm die Speisen und ihre Zusammensetzung, die der Deutsche ja ebensogut kannte wie der Seemann und meinte dann, die Japaner hätten stets besondere Sympathie und Zuneigung zum deutschen Volke gehabt. Diese Hochachtung sei nur größer geworden durch die märchenhaften Leistungen des deutschen Volkes im Kriege gegen die schwarze Welt. Das hätte ihm kein anderes Volk nachgemacht.

„O doch“, meinte Wieser höflich. „Das Volk des Landes der aufgehenden Sonne. Dem könnte man dieselbe Leistung zutrauen. Umso schmerzlicher für uns Deutsche, daß auch Ihr Land, Herr Kommandant, sich unseren Feinden angeschlossen. Das machte uns auf die Dauer jede Hoffnung auf Sieg illusorisch.“

„Sie wissen nicht, Herr Doktor, wie recht Sie haben“, antwortete ihm der Kommandant. „Einige Monate vor dem Weltkrieg wurde dem deutschen Kaiser von unserer Regierung eine Militärkonvention gegen Rußland angeboten. Wir hätten dann nicht bloß 15 russische Korps samt ihren Reserven in Ostasien gebunden, was schon allein für Sie eine große Erleichterung gewesen wäre, wir würden auch die Verpflichtung übernommen haben, im Kriegsfalle Deutschlands gegen Frankreich und Rußland für die Neutralität Englands, unseres damaligen Bundesgenossen, zu garantieren. Unter solchen Umständen hätte der Krieg wohl einen ganz anderen Verlauf genommen. Aber die Deutschen lehnten unseren Vorschlag aus Rassehochmut ab. Sie wollten nicht mit Gelben zusammen gegen Weiße fechten. Da verpflichteten wir uns für das andere Lager. Der Krieg war unvermeidlich geworden.“

Was ihm da der Kommandant erzählte, war Wieser längst bekannt. Er hatte es unzählige Male während seiner Gefangenschaft in Japan gehört und nie geglaubt. Er hielt es für ein Märchen, das die japanische Regierung ausgestreut, um ihrem Volke irgendeinen ethischen Grund für die Kriegsteilnahme angeben zu können. Das konnte er natürlich einem japanischen Offizier nicht sagen.

„Herr Kommandant, ich bin der Überzeugung, daß unsere Regierung damals noch hoffte, den Krieg vermeiden zu können. Denn der Kaiser von Rußland war persönlich bis zum Schluß für den Frieden. So wie Kaiser Wilhelm. Ein derartiges Bündnis mit Japan hätte den Krieg unvermeidlich gemacht. Das, glaube ich, war der Grund der Deutschen, nicht der, den Sie uns zuschieben. Denn, was wir von Ihrem Lande und den Bewohnern desselben kennen gelernt, erfüllte uns mit der größten Bewunderung und Hochachtung.“

„Das weiße Schwein spricht klug und höflich“, sagte halblaut ein Offizier in der Landessprache. „Wie wenn es in Nippon in die Schule gegangen wäre.“

Wieser preßte die Lippen fest zusammen. Seine Aufgabe war schwerer und härter, als er gedacht und legte ihm unerhörte Martern an Selbstbeherrschung auf.

„Wir haben übrigens“, fuhr der Kommandant in deutscher Sprache fort, „den Krieg ritterlich und schonungsvoll geführt. Nach Erreichung unseres Kriegszieles haben wir keine Patrone und keinen Mann mehr gegen die Deutschen ins Feld gestellt, so sehr uns die Verbündeten drängten. Unsere Gefangenen von Kiautschau haben wir nicht als Feinde, sondern als Gäste behandelt.“

„Das ist richtig“, sagte der Deutsche. „Und dieses ritterliche Verhalten, das sehr angenehm vom Vorgehen der übrigen Verbündeten abstach, wurde bei uns auch gebührend gewürdigt. Vielleicht trifft sich für Deutschland die Gelegenheit, Ihre ritterliche Liebenswürdigkeit zu erwidern?“

„Wieso? Denken Sie an Krieg?“

„Nein. Ich nicht und die Deutschen gewiß nicht. Wir haben genug davon. Sind in absehbarer Zeit gar nicht in der Lage, einen Krieg zu führen. Aber Ihr Land ist ein Land der Krieger und Soldaten, Krieg ist der erste und letzte Gedanke des kampffrohen Volkes von Nippon.“

„Man sieht, Herr Doktor“, sagte der japanische Offizier, „daß Sie nie in unserem Lande waren, daß Sie unser Volk nicht kennen. Wir hätten gewiß alle Ursache, die Herausforderungen der Union aufzunehmen. Aber unser Volk ist friedliebend und weicht lieber zurück, als daß es sich nach so vielem Blutvergießen, nach drei Kriegen erneut ins Feld stellen wollte. So lange wir können, werden wir Frieden halten.“

„Wir sind nicht so dumm, wie Ihr Deutschen“, klang es wieder im guten Japanisch, „uns in einen aussichtslosen Krieg einzulassen. Wir werden den Krieg schon noch führen, aber wann es **uns** paßt.“

„Ich bitte, Herr Kommandant“, sagte Wieser in leichter Verwirrung, „auf mich keine Rücksicht zu nehmen und mit Ihren Herren ruhig in Ihrer Sprache zu sprechen, wie Sie es gewohnt sind. Meine Gesellschaft ist nicht so interessant, daß meinetwegen so viele Herren, die ja im Dienste sich nicht aussprechen können, sich deshalb während der festlichen Stunde des Mahles den Zwang einer Fremdsprache auferlegen müßten.“

Der Kommandant bot Wieser eine Zigarre an und sprach einige japanische Worte. Dann frug er seinen Nachbar zur Linken, was der Gast auf ihn für Eindruck mache.

„Der Mann ist gut erzogen“, meinte dieser. „Mehr noch, er ist klug und wägt seine Worte. Wenn die Deutschen viele Männer haben, die ihm gleichen, dann werden sie uns sehr gefährlich werden, wenn wir mal mit den Amerikanern und Engländern abgerechnet haben.“

„Umso klüger unser Herrscher und seine Berater, daß sie uns Deutsche als Lehrmeister kauften. In der Heil- und Kriegskunde haben wir viel von ihnen gelernt und, wie die Berufung dieses Mannes zeigt, noch viel zu lernen.“

„Ich bin neugierig“, sagte ein Dritter, „ob er die Aufgabe lösen wird, die wir ihm gestellt, oder ob er daran zugrunde gehen wird, wie so viele wackere Söhne unseres großen Volkes.“

Der Kommandant hob die Tafel auf, Wieser begab sich mit seiner Zigarre an Deck.

(Fortsetzung folgt.)

Ahasver.

Die Osterwoche, in deren kurze Spanne die Kirche sämtliche Akte der Christustragödie hineinwebt, bringt auch die sagenhafte Gestalt des Ahasverus in Erinnerung. Gaston Paris weist in einer eingehenden Monographie nach, daß sie keineswegs in allen christlichen Ländern bodenständig, sondern daß sie überhaupt erst ein Produkt des späten Mittelalters ist. Die im Volk allgemein verbreitete Annahme, daß die Ahasverussage bald nach dem Tode Christi entstanden sei und sich vom Tage auf Golgatha bis zur Gegenwart fortgepflanzt habe, ist somit durchaus irrig. Die Evangelisten berichten zwar vom Simon von Kyrene, der Christus das Kreuz nachträgt, wissen aber kein Wort von dem Jerusalemer Schuster Ahasverus zu erzählen, der den auf seinem Leidensweg ausruhenden Heiland mit dem Leisten von seinem Haus forttreibt, worauf Christus ihm entgegnet haben soll, „ich werde ruhen, du aber sollst wandern, bis ich wiederkomme“, d. h. also bis zum Tage des letzten Gerichts.

Wahrscheinlich ist die Sage nichts als ein literarisches Produkt. Es knüpft an die Stelle im letzten Kapitel des Johannis-Evangeliums an, aus der die Frühchristen argumentierten, daß dieser Lieblingsjünger des Herrn und Apostel ein ewiges Leben habe. Dazu kommt eine weitere Legende, nach der der Kriegsknecht Malchus, der als Türhüter des Kaiphas den Heiland schlägt, zur Strafe dafür ewig unter der Erde um die Säule laufen muß, an die Christus gebunden wurde. Das Leben bis zur Auferstehung, das für Johannes zur hohen Auszeichnung wird, bedeutet also für den, der an Christus lieblos gehandelt hat, in seiner Hoffnungslosigkeit schon eine furchtbare Qual bei Lebzeiten auf Erden.

Das erste christliche Zeugnis über die Ahasverussage findet sich bei dem im Jahre 1237 gestorbenen englischen Chronisten von Wendover, der berichtet, ein im Jahre 1228 in England reisender armenischer Bischof habe erzählt, daß er den Türhüter des Kaiphas noch selber kenne, der jetzt nach seiner Taufe unter dem Namen Josef als heiliger Einsiedler in den Bergen Armeniens lebe und auf Vergebung für den Schlag hoffe, den er dem Erlöser in Unkenntnis seiner Persönlichkeit gegeben habe. Sehr bald machten sich Hochstapler die Mär vom ewigen Juden zunutze, um auf Kosten von Leichtgläubigen ein bequemes Wanderleben kreuz und quer durch die Lande zu führen. Im Jahre 1267 taucht in Forli ein Schwindler auf, von dem der um 1300 verstorbene Astrolog Guido Bonatti erzählt, daß er sich als denjenigen bekannt habe, der Christus den Schlag versetzt habe, und sich deswegen Buttadeus (butfare = schlagen) nenne. Ungefähr um dieselbe Zeit wird der ewige Jude auch in Flandern, in der Bretagne und an anderen Orten gesehen

Im Jahre 1542 will der Student der Theologie Paulus v. Eitzen, der später Bischof von Schleswig wurde, den ewigen Juden in Hamburg gesehen haben, wie er während der Predigt barfuß der Kanzel gegenüberstand. Den Bericht, den er darüber später seinen Schülern erstattete, ließ einer von ihnen, Chrysostomus Dädalus, 1564 buchhändlerisch verlegen, und diese Broschüre bildet die Grundlage des 1602 erschienenen Volksbuches vom ewigen Juden, das dann in die Simrocksche Sammlung deutscher Volksbücher übergegangen ist und zur Verbreitung der Sage beigetragen hat. In den Niederlanden taucht er als „Isaak Laquedem" und in Spanien als „Juan Espera en Dios" (d. h. „Hoffe auf Gott") auf, wo er als Abzeichen eine schwarze Binde quer über die Stirn trägt, auf der ein flammendes Kreuz andeutet, daß sein sich immer wieder erneuerndes Gehirn ebenso schnell von der Reue verzehrt wird. Dazu kommt dann noch die Sage, daß er, zum schlotternden Greise geworden, alle hundert Jahre in eine schwere Krankheit verfällt, aus der er sich zu weiterem hundertjährigem Leben verjüngt.

Mit dem aus dem Jahre 1774 stammenden Fragment Goethes, der den ewigen Juden zum Helden eines großen Epos machen wollte, beginnt dann die moderne Periode der literarischen Bearbeitungen des Stoffes.

Deutscher Legendenkranz um Christi Leiden.

Von August Angenetter.

Als unsere Väter zum Christentum bekehrt worden waren, blieben sie dem in ihren Seelen wurzelnden Drang, Göttliches mit Gegenständen und Erscheinungen der sie umgebenden Natur zu verbinden, treu. Die Sendboten des Evangeliums unterdrückten diesen Drang nicht nur nicht, sondern kamen ihm sogar verständnisvoll entgegen, wenn er nicht gegen die Grundsatzungen der Lehre Christi verstieß. Daher kommt es, daß unter den alten deutschen Sagen, Märchen und Legenden viele sind, die Tiere, Pflanzen, Blumen, Früchte usw. mit Gott, der hl. Jungfrau Maria und den Heiligen in schönen Zusammenhang bringen. Am meisten und sinnigsten geschah dies mit dem Opfertod Jesu. Die Schilderung des Evangeliums, wie die ganze Natur Anteil nahm an dem Leiden und Sterben des Heilands, wie die helleuchtende Sonne sich plötzlich wie zur Nacht verfinsterte, die Erde bebte, die Felsen sich spalteten und Gräber sich öffneten, hat die fromme Volkspoesie noch um viele Züge vertieft.

Vom Kreuzschnabel erzählt uns eine Legende, daß er sich bemühte, die Nägel aus den Händen und Füßen des gekreuzigten Herrn zu ziehen Dabei verbog er sich den Schnabel zu einem Kreuz und rötete sich das Gefieder mit dem Blute des Heilands. Die Landbevölkerung hat darum eine heilige Scheu vor diesem Vogel — dem einzigen, der zu Weihnachten brütet — und sagt, daß Gott jeden streng am Leibe strafe, der ihm ein Leid zufüge oder sein Nest störe.

Ein anderer barmherziger Vogel war das Rotkehlchen. Als der Erlöser sterbend am Kreuzholz hing, umflatterte es verängstigt den göttlichen Dulder, schwirrte es aufgeregt hin und her, als wüßte es nicht, was es tun sollte. Endlich ließ es sich auf die Dornenkrone nieder und versuchte, die schmerzenden Stacheln aus dem heiligen Haupt zu ziehen. Dabei färbte es sich sein Federkleid an der Kehle blutrot und dieses Zeichen seiner erbarmenden Liebe trägt es bis auf den heutigen Tag. Die alles verklärende Volkspoesie nennt das Rotkehlchen wunderschön das „Vöglein von Nazareth".

Auch die unansehnliche Spinne hat ihre Verklärung bekommen. Von ihr erzählt die Legende: Als Jesu Blut aus Händen und Füßen drang, kamen unzählige Fliegen und Mücken auf die brennenden Wunden. Das sah eine zu Füßen des Marterholzes kriechende Spinne. Sie wob ein schützendes und wehrendes Netz um die Wunden und dafür ließ ihr der Herrgott ein lichtes Kreuz auf dem Rücken entstehen. So entstand die Kreuzspinne, deren Tötung noch heute von vielen für eine Kränkung Gottes gehalten wird.

Es hat aber auch ein böses und garstiges Tier am ersten Karfreitag gegeben, und das war die „Tochter des Teufels", die giftige Schlange. Sie wollte den Heiland, als er sein Kreuz nach Golgatha trug, in die Ferse stechen, um seine Leiden noch zu vermehren. Auch sie erhielt von Gott ein Kreuz auf dem Rücken, aber als Zeichen ihres bösen Willens. So entstand die von allen Lebewesen gefürchtete Kreuzotter.

Von den Hühnern wird erzählt, daß sie die Blutstropfen Jesu aufgepickt und dann rote Eier gelegt hätten. Daher die Sitte der rotgefärbten Eier zum Osterfest.

Noch mehr fromme Legenden knüpfen sich an Bäume, Pflanzen und Blumen. Als die Kreuzigung Christi ausgesprochen war, weigerten sich alle Bäume des Waldes, das Holz zum Kreuze herzugeben.

Die harte Eiche leistete derartigen Widerstand, daß alle Äxte, die sie fällen sollten, stumpf wurden oder gar zersprangen. Die Tanne und die Fichte stachen die Schergen mit ihren Nadeln in die Augen und in die Hände, so daß sie unverrichteter Dinge abziehen mußten. Die kluge Weide entschlüpfte ihnen fortwährend, indem sie bald nach rechts, bald nach links bog. Auch die Espe leistete Widerstand, doch sie war zu schwach, weil sie sich über das Leiden des Herrn schon zu viel gekränkt hatte. Aus ihrem Holz wurde dann das Kreuz gezimmert und deshalb zittert sie heute noch unaufhörlich vor Leid und Schmerz.

Eine andere Legende erzählt, daß das Kreuz aus Tannenholz gemacht worden sei, wie auch das Kripplein des Jesukindleins aus diesem Holze gewesen sei. Weil so die Tanne am Anfang und am Ende des Erdenlebens unseres Erlösers gestanden sei, weisen ihre jungen Zweige die Kreuzesform auf.

Von der Trauerweide wird gesagt, daß sie ihre Zweige deshalb so tief zu Boden hängen lasse, weil von ihr die Ruten zur Geißelung Christi genommen worden seien.

Wunderschön beschäftigt sich die Legende mit den Blumen. Als der Heiland starb, neigten auch sie sich alle zum Tode. Nur am Fuß des Kreuzes blühte eine bleiche Blume auf, die zwischen Blättern einen kleinen Dornenkranz, drei Nägel und fünf Wundmale zeigte: die Passionsblume oder Passiflora.

Von den Federnelken wird erzählt, daß sie deswegen in der Krone tiefrot seien, weil ein Tropfen des göttlichen Blutes in sie geflossen sei.

Eine sehr sinnige Legende umwindet die Heckenrose. Von ihrem Strauch waren die Dornenzweige genommen worden, die dem Heiland das Haupt blutig rissen. Deswegen blieben die Zweige ohne Blätter und Blüten, nur Tränen rannen von ihnen. Da kam aber die Sonne des Auferstehungstages, die die Tränen trocknete und den Strauch über und über mit Blättern und zarten Blüten bedeckte. Auch heute noch treibt der Marterdorn Christi erst dann Blatt und Blüte, wenn er von der Ostersonne beschienen worden ist.

Aus den bitteren Tränen, die die leidzerfleischte Gottesmutter unter dem Kreuz geweint hat, ist nach der Volkslegende die bittere Wermutpflanze entstanden.

Als der Erlöser rief: „Mich dürstet!" brachte eine Schwalbe ein weißes, rotgestreiftes Blümchen, das mit kühlem Tau gefüllt war, an die dürren Lippen des Dulders. Es war eine Blüte der Ackerwinde (Windling), die im Volksmund auch „Herrgottsbecherlein" heißt.

Die Blätter des Schilfrohres tragen eine Einkerbung, weil Jesus in seinem qualvollen Herzleid in das Schilfrohr gebissen haben soll, das ihm zum Spott als Zepter in die Hand gegeben worden ist.

Die Wurzel des Kreuzenzians, die Natterzunge und der Wolfstrapp erinnern an den Lanzenstich, der Jesus gegeben wurde. Auch die Kreuzblume, der Kreuzdorn, die Kreuznessel, das Kreuzblatt, das Kreuzkraut usw. werden mit dem Leiden und Sterben Jesu in Verbindung gebracht.

So umwindet ein schöner und ungemein sinniger Kranz verklärender Volkspoesie das Leiden und den Opfertod des Heilands, ein unzerstörbarer Kranz, den tiefe Frömmigkeit und reine Liebe dem Gedächtnis des Erlösers gewunden haben.

Bunte Chronik

* **Der Quai d'Orsay als Nachtquartier.** Der „Matin" berichtet eine hübsche Köpenickiade aus dem Pariser Außenministerium. Dort fand man am 28. d. M., um 10 Uhr abends, in den Räumen, die für den am 10. April bevorstehenden Besuch des rumänischen Königspaares reserviert sind, einen Mann auf zusammengestellten Stühlen schlafend. Als man ihn weckte, tat er sehr ungehalten, daß man ihn aus seinem Heim vertreiben wollte. Tatsächlich stellte sich heraus, daß der Betreffende, ein etwa 30jähriger Mann aus Toulouse, der zweifellos geistesgestört ist, schon seit mehreren Tagen im Außenministerium geschlafen habe. Auf die Frage, wie er überhaupt hineingekommen sei, erklärte er: „Auf die einfachste Weise der Welt. Ich bin durch das Hauptportal am Quai d'Orsay hineingelangt, die Treppe hinaufgestiegen, und niemand hat mich gefragt oder aufgehalten, sondern man ließ mich ruhig in „meine Wohnung"."

Verantwortlich für die Schriftleitung Karl Bendisch in Bromberg. Druck und Verlag von A. Dittmann G. m. b. H. in Bromberg.